

*Tannenberg – Grunwald – Žalgiris 1410. Krieg und Frieden im späten Mittelalter, hrsg. v. Werner Paravicini, Rimvydas Petrauskas und Grischa Vercamer, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2012 (= Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. Bd. 26). 356 S., geb., 52,00 €, ISBN-978-3-447-06661-7*

Die Schlacht, in der das polnisch-litauische Heer unter dem polnischen König Władysław II. Jagiełło und dem litauischen Großfürsten Witold das Heer des Deutschen Ordens unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen besiegte, eines der bedeutendsten militärischen Treffen des Spätmittelalters, ist ein großes Thema. Wenn auch nicht mehr bei allen daran beteiligten Völkern gleichmäßig, in Deutschland beispielsweise nur noch als eher karge Reminiszenz, nimmt es bis heute in den nationalen Geschichtsbildern Polens, Litauens und Weißrusslands einen bestimmenden Platz ein. Vor hundert Jahren usurpierte sie Hindenburg noch im Ersten Weltkrieg für seine Selbststilisierung, als er den unter seinem Oberkommando in Ostpreußen errungenen Sieg über die Russen als „Schlacht von Tannenberg“ und als Auslöschung der „Schmach“ von 1410 deklarierte. Als pompös ausgestalteter Mythos spielte dies dann noch bis 1945 auf deutscher Seite eine Rolle, danach ließen Kenntnis und Interesse nach. Insbesondere den Polen bedeutete der Sieg bei „Grunwald“, wie sie ihn nannten, in der Zeit der Teilung und darüber hinaus angesichts der spannungsreichen Auseinandersetzung mit der – später dann ehemaligen – deutschen Teilungsmacht ein zentrales Element ihres Nationalbewusstseins. Unter den zahlreichen literarischen und künstlerischen Darstellungen ragt das berühmte Gemälde Jan Matejkos hervor, das bis heute in polnischen Geschichtsbüchern zu finden ist. Umso bedeutsamer ist es, dass sich im Jubiläumsjahr 2010, neben allerlei Gedenkveranstaltungen vor allem im östlichen Europa, deutsche, polnische und litauische Historiker in Wilna zu einer wissenschaftlichen Konferenz über diese Schlacht und ihr historisches Umfeld zusammengefunden haben.

Aus dieser Konferenz ist in kurzer Zeit der vorliegende Band hervorgegangen. Als dessen Grundzug ist zunächst einmal das hohe Maß an Übereinstimmung der 21 Wissenschaftler aus fünf Ländern – Polen, Litauen, Weißrussland, Frankreich und Deutschland – festzustellen. Diese Übereinstimmung betrifft nicht nur die von allen nationalen Vorbehalten freie Einstellung zum Thema, sondern auch der gemeinsam erbrachte Nachweis, dass Ostmitteleuropa auch damals ein selbstverständlicher und aktiver Teil Gesamteuropas war. Dies wird aus den verschiedenen Blickwinkeln der behandelten Themen überzeugend dargestellt.

Der erste Abschnitt nimmt „Ostmitteleuropa an der Wende vom 14. Zum 15. Jahrhundert“ in den Blick. Da geht es um die internationalen Beziehungen zwischen West- und Osteuropa (Martin Kintzinger), um den Ansatz des „realistischen Denkens“ bei Paulus Vladimiri in der Theorie der internationalen Beziehungen, angewendet auf den Krieg zwischen Polen und dem Deutschen Orden (Thomas Wunsch), um die Entstehung der polnisch-litauischen Union (Stephen C. Rowell) sowie um das Grenzgebiet zwischen Litauen und dem Deutschen Orden als Raum der Kommunikation und des Austausches (Artūras Dubonis). – Im zweiten Abschnitt werden Aspekte der spätmittelalterlichen

Kriegführung behandelt. Der allgemeine Stand der Kriegführung und ihrer Formen wird in Überblicken zur Schlacht von der Vorstellung über den Verlauf bis zu den Schlachtberichten (Philippe Contamine), zu den Veränderungen in der Kriegführung (Malte Prietzel) und zur Wirtschaftsgeschichte der Kriege (Jürgen Sarnowsky) erörtert. Damit wird der Rahmen für die Beiträge zur Schlacht von 1410 gesteckt: Darin geht es um ihre Einordnung und Darstellung im Zusammenhang der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung über Kriege und Schlachten (Hans-Henning Kortüm), um die böhmischen Söldner in den Kriegen zwischen Polen-Litauen und dem Deutschen Orden (Uwe Tresp), um die Entwicklungen in der litauischen Kriegführung und Militärtechnik (Darius Baronas) und um die Bedeutung der heterogenen Schicht der Freien im Deutschordensland als personelles, materielles und logistisches Rückgrat der Landesverteidigung (Grischa Vercamer). Wie, wo und von wem Spionage getrieben wurde, beschreibt Sławomir Józwiak. – Zu jedem Krieg gehören Verhandlungen, Vermittlerdienste und Friedensschlüsse. Im dritten Abschnitt ist die Rede von den im spätmittelalterlichen Europa üblichen Vermittlungsverfahren im Zusammenhang mit Kriegen (Jean-Marie Moeglin), von der Bedeutung des „auf ewig“ geschlossenen Friedens und die Kunst, ihn zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen zu erreichen (Klaus Neitmann), von der Rolle der Boten zwischen beiden Mächten (Adam Szweda) sowie vom Statuswandel des Kontrahenten, und zwar im Falle des Deutschen Ordens und Litauens der Wandel vom Feind zum Verbündeten (Rimvydas Petrauskas), und der Aufstieg Litauens vom heidnischen Gegner zum adligen Standesgenossen (Werner Paravicini). – Die Schlacht selbst steht im Blickpunkt des vierten Abschnitts. Sven Ekdal sichtet die Aussagen der Quellen über die in der Schlacht angewandte Taktik, und Klaus Militzer erörtert die Schwierigkeiten der Parteien, sich vor und nach der Schlacht zu verständigen. – Der fünfte Abschnitt befasst sich mit dem Nachhall der Schlacht bei den orthodoxen Ostslaven (Henadz Sahanovič) und mit der Geschichte ihres internationalen Gedenkens (Alvydas Nikžentaitis). – In seinem klaren und nüchternen Schlusswort fasst Werner Paravicini die Ergebnisse des Bandes übersichtlich zusammen.

Wie man es von den hier versammelten Historikern, bestens ausgewiesenen, hochkarätigen Spezialisten, nicht anders erwarten kann, haben sie jeweils aus ihren Forschungen, zum Teil frühere zusammenfassend, zum Teil auf in Vorbereitung befindliche hinweisend, vorgetragen. So bieten die Beiträge eher Bestätigung als überraschende Neuentdeckung. Es ist der Reigen der stimmig zusammengestellten, einander ergänzenden Aufsätze, der ein Bild des spätmittelalterlichen Ostmitteleuropas im gesamteuropäischen Zusammenhang entstehen lässt, das auch etlichen Historikern so nicht bekannt, zumindest nicht bewusst sein dürfte. Dass es keine Konfrontation eines germanischen und eines slavischen Blocks gegeben hat, diese Vorstellung darf als schon lange überwunden gelten. Dass es bemerkenswert lange Zeiten des friedlichen Umgangs und Austauschs, des wechselseitigen Einflusses und der auf dem Verhandlungswege ausgetragenen Auseinandersetzungen gegeben hat, konnte oder wollte eine nationalistische, auf Konfrontation bedachte und heute noch nachwirkende – zum Glück aber in ihrer Wirkung nachlassende –

Geschichtsschreibung nicht sehen. – Der Eindruck nach der Lektüre dieses glänzend gestalteten, nicht zuletzt auch durchgängig äußerst lesbaren Bandes lässt sich in zwei Sätzen zusammenfassen, in denen Paravicini das stets flirrende Spiel zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen dem Historiker, an den Politik und Gesellschaft ihre Erwartungen richten, und der Realität früherer Zeiten, die der Historiker immer wieder einzufangen versucht, nachdenklich anspricht: „[...] was erwartet denn die Politik anderes von der Geschichtswissenschaft als eine brauchbare Vergangenheit? Stellt sich uns das preußisch-polnisch-litauische Verhältnis nicht schon als friedlicher dar als es war, und der Osten moderner als er zu seiner Zeit sein konnte?“ (S. 340)

Hans Hecker (Düsseldorf/Köln)

*Agnieszka Gąsior: Eine Jagiellonin als Reichsfürstin in Franken. Zu den Stiftungen des Markgrafen Friedrich d. Ä. von Brandenburg-Ansbach und der Sophie von Polen. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2012 (=Studia Jagellonica Lipsiensis. Bd. 10). 340 S. mit 248 z.T. farbigen Abb., geb., 49,00 €, ISBN-978-3-7995-8409-8*

In den Jahren 2001 bis 2005 arbeitete man am Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas im Rahmen eines von der DFG geförderten Forschungsprojektes an dem Thema „Die Jagiellonen in der Kunst und Kultur Mitteleuropas 1454-1572“. Dabei ist die vorliegende Dissertation unter der Betreuung des Kunsthistorikers Robert Suckale (TU Berlin) entstanden. Um es gleich klarzustellen: Die Prinzessin Sophie (Zofia Jagiellonka, 1464-1512) steht nicht so im Mittelpunkt der Untersuchung, wie der Buchtitel zunächst vermuten lässt. Ihre Rolle ist die der Gattin des Markgrafen Friedrich des Älteren von Brandenburg-Ansbach aus dem Hause Hohenzollern (1460-1535), die viele Jahre vor ihrem Ehemann starb. In der Hauptsache geht es um die frommen Stiftungen, die das landesherrliche Paar in Franken machte. Die Vf.in hat dafür drei inhaltlich unterschiedliche Beispiele ausgesucht, die sie detailliert vorstellt und im Hinblick auf Datierung, Herkunft und Einordnung ausführlich diskutiert: Bei dem Retabel für die Kapelle des Schwanenritterordens in der Ansbacher Stiftskirche St. Gumbert geht es um die Bedeutung und Rolle dieses Ordens, der speziell geschaffen wurde, um den Adel des Landes an das Herrscherhaus zu binden und auf die ausgreifende Politik des Herrschers zu verpflichten. Das zweite Beispiel betrifft das Dreikönigsretabel in der ehemaligen Zisterzienserkirche Heilsbronn, das zu den dortigen kurfürstlichen und markgräflichen Hochgräbern in Beziehung gesetzt wird. Als drittes Beispiel wird das Markgrafenfenster in der Nürnberger St. Sebald-Kirche behandelt. Für den Historiker ist der Abschnitt besonders interessant, in dem beschrieben wird, wie sich die gewaltsame Absetzung des Markgrafen Friedrich d.Ä. auf die Gestaltung des Fensters auswirkte. In einem kürzeren Kapitel werden einige kleinere Stiftungen und die Aufnahme eines Malers in den markgräflichen Dienst behandelt.

Die überwiegend kunsthistorisch ausgerichtete Untersuchung wird, wie die ausführliche Einleitung ausweist, in den historischen Rahmen der Verbindungen der Jagiellonendynastie mit den Adelshäusern insbesondere des Heiligen Römischen Reiches gestellt. Was man da über die Zeit der Blüte dieses weit

verzweigten Herrscherhauses und die Bedeutung der Heiratspolitik erfährt, exemplarisch an diesem fränkisch-brandenburgisch-polnischen Herrscherpaar demonstriert, ist nicht in allen Teilen unbedingt neu. Aber zunächst einmal ist der erneute Nachweis wichtig, wie selbstverständlich und, an den hier vorgestellten Stiftungen bis heute ablesbar, Polen zur Geschichte Mitteleuropas gehört. Auch der Zugang zur einschlägigen polnischen Forschung und die Verwendung von Kunstdenkmälern als historische Quellen sind beachtenswerte Leistungen. Der stattliche Band ist mit vielen, zum Teil farbigen, sehr gut reproduzierten Abbildungen ausgestattet.

Er hat, auch wenn es sich nicht so sehr um Deutsche in Polen, sondern um Polen in Deutschland handelt, Aufmerksamkeit verdient.

Hans Hecker (Düsseldorf/Köln)

*Józef Marecki / Lucyna Rotter: German Settlers in the Sąddeckczyzna Land, Nowy Sącz: Muzeum Okręgowe, 2010. 20 S. ISBN: 978-83-89989-31-4*

Die hier anzuzeigende 20seitige Hochglanzbroschüre im DIN A5 Format erschien auch in polnischer und deutscher Sprache. Sie war jedoch beim Besuch des Freilichtmuseums in Neu-Sandez im Rahmen der Jahrestagung 2012 in Krakau nicht mehr in Deutsch erhältlich, so dass die deutsche Ausgabe hier nicht besprochen werden kann. Die Autoren, die als wissenschaftliche Mitarbeiter an der Johannes-Paul-II-Universität in Krakau arbeiten, haben eigentlich andere Arbeitsschwerpunkte und die Broschüre wahrscheinlich als Auftragsarbeit verfasst. Die Publikation ist als Information zu den in Nowy Sącz rekonstruierten deutschen Kolonistenhäusern gedacht und erfüllt diesen Zweck, ohne weitergehende wissenschaftliche Ziele zu verfolgen. Sie bündelt die Erkenntnisse der aktuellen Forschung zur Geschichte und Kultur der deutschen Siedler in der Dunajec-Region, die dort von der josefinischen Kolonisation im späten 18. Jahrhundert bis zur Flucht vor der Roten Armee 1944 lebten, und ergänzt diese durch in Lemberg recherchierte statistische Angaben zur Zahl der Siedler in einigen Dörfern. Auf deutsche Literatur wird nur bei der Bildbeschriftung und in der Auswahlbibliografie hingewiesen. Die reiche Bebilderung und eine extra erstellte Karte, auf der die deutschen Dörfer eingetragen sind, sowie die aufwändige grafische Gestaltung runden den überwiegend positiven Eindruck dieser populärwissenschaftlichen Darstellung ab.

Stefan Dyroff (Bern)

*Börries Kuzmany: Brody. Eine galizische Grenzstadt im langen 19. Jahrhundert, Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2011, 406 S., Abb., € 35,00, ISBN: 978-3-205-78763-1*

Der Autor widmet sich in seinem Buch, das auf der Grundlage seiner im Jahre 2008 an der Universität Wien und der Université Paris IV Sorbonne abgeschlossenen Dissertation entstand, einer galizischen Stadt, von der man dank der jüdischen Schriftsteller, insbesondere dank dem aus dieser Stadt

gebürtigen Joseph Roth, zwar viel gehört hat, aber mangels neuerer Arbeiten nur wenig über ihre Geschichte erfahren konnte. Dieser schwierigen Aufgabe, ein Bild des multikulturellen Brody im 19. Jahrhundert zu zeichnen, hat sich Börries Kuzmany in seiner Studie gestellt.

Die in drei Teile untergliederte Arbeit widmet sich der Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte Brodys, den Wahrnehmungen des Ortes in der Belletristik, in den Erinnerungen aus unterschiedlichen Zeiten sowie der heutigen Stadtbewohner. Zu Recht betont der Autor, dass jede der in Brody in den verschiedenen Zeiten vertretenen ethnischen und konfessionellen Gruppen eine jeweils andere Wahrnehmung der Stadt hat.

In seiner Einleitung geht der Autor zunächst auf die Definition der von ihm in seiner Studie verwendeten Begriffe Zeit, Raum, Stadt, Ethnizität, Mythos und Erinnerung ein. Bei der Begriffserklärung der Zeit weist er auf den breitgefassten Untersuchungszeitraum der Stadt Brody von 1772 bis 1918 hin, da seiner Meinung nach nur dadurch „eine multiperspektivische historische Darstellung“ (S. 17) gewährleistet werden könne, einer Meinung, der uneingeschränkt zustimmen ist. Bei der Definition von Raum hebt er die unterschiedlichen Ebenen des Raums hervor, mit denen man es bei der Untersuchung der Stadt Brody zu tun hat. Als Grenzstadt zu Russland und als bedeutendster Umschlagplatz von Waren an der östlichen Peripherie des Habsburgerreiches kommt den Begriffen Grenzraum bzw. Grenzregion daher eine ganz besondere Bedeutung zu. Bei der Definition des Begriffs Stadt bevorzugt er die von Max Weber verwendeten Begriffserklärungen. Zu Recht weist er bei der Erläuterung des Begriffs Ethnizität auf die Schwierigkeiten hin, eine einheitliche Definition zu finden und erklärt aus diesem Grund den Begriff „ethno-konfessionelle Gruppen“ für geeigneter, um die unterschiedlichen ethnischen und konfessionellen Gruppen in Galizien zu bezeichnen. Das mag aus der heutigen Sicht eines Historikers, der keiner dieser Gruppen angehört, vielleicht plausibel erscheinen, aber ob dies auch polnische oder ruthenische (ukrainische) Bewohner der ehemaligen Gebiete Galiziens so sehen würden, dürfte doch sehr fraglich sein. Allerdings ist natürlich jeder Forscher der Habsburgermonarchie mit dieser Problematik konfrontiert, da er sich bei den Bevölkerungsstatistiken in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts tatsächlich nur auf die Angaben der Konfession und in der zweiten Hälfte dann nur noch auf die Angaben der Umgangssprachen stützen kann. Ein weiterer Begriff, auf den der Autor eingeht, ist der Begriff Mythos, der in den letzten Jahrzehnten häufig in literarisch-publizistischen oder wissenschaftlichen Publikationen über Galizien zu finden ist. Zu Recht betont der Autor, dass Aussagen erst durch den Umgang von Personen mit diesen Aussagen und nicht unbedingt aufgrund des Inhalts zu einem Mythos werden können (S. 28). Bei der Erklärung des von ihm verwendeten Begriffs Erinnerung, betont Börries Kuzmany, dass er im Falle Brodys von einem Mosaikbild unterschiedlicher „kultureller Gedächtnisse“ der nationalen Kollektive ausgeht und daher den Begriff „kollektives Gedächtnis“ als für diesen Raum nicht entsprechenden Begriff einordnet (S. 30).

Im ersten Teil beschreibt der Autor die Geschichte des Städtchens Brody, das sich zu einem bedeutenden Handelszentrum in der polnisch-litauischen Adelsrepublik entwickelte, nachdem es

Hetman Stanisław Koniecpolski im Jahre 1629 erworben hatte. Dank seines Einflusses beim polnischen König wurde der Stadt wenig später das Stapelrecht für alle Waren verliehen, darüber hinaus erhielten die Brodyer Kaufleute weitere Privilegien. Um den wirtschaftlichen Aufschwung zu fördern, warb Koniecpolski um ausländische Kaufleute, wie Armenier, Juden, Schotten, Griechen und Deutsche, die über weitverzweigte Handelsbeziehungen verfügten, und nun mit Polen, Ruthenen und Juden, die sich seit dem 16. Jahrhundert in der Stadt niedergelassen hatten, zusammenlebten. Verschiedene kriegerische Auseinandersetzungen, wie der Chmel'nyc'kyj-Aufstand von 1648, oder Feuersbrünste im 18. Jahrhundert führten dann schrittweise zu einem Bevölkerungsaustausch. So verließen die Schotten schon Mitte des 17. Jahrhunderts Brody, danach folgten die Armenier, die sich nach den großen finanziellen Verlusten, die sie durch den Stadtbrand 1742 erlitten hatten, nun in Lemberg niederließen. Ihre Stelle nahmen bald die Juden ein, die zur wirtschaftlich wichtigsten Kraft in Brody aufstiegen und schon in den 1770er Jahren etwa 80 % der Einwohner stellten.

Mit diesen Bevölkerungsverhältnissen wurde die österreichische Regierung konfrontiert, als sie Südpolen 1772 annektierte. In den ersten Jahren gab es verschiedene Überlegungen, wie mit den Handelsprivilegien für Brody umgegangen werden sollte. 1779 wurde dann schließlich ein Freihandelspatent ausgestellt, das ein Jahrhundert lang gültig sein sollte. Der Autor weist im Weiteren auf die politischen oder wirtschaftlichen Zäsuren in der Geschichte der Stadt hin, die dann im Laufe der Jahrzehnte zu einer wirtschaftlichen Stagnation und schließlich nach Aufhebung des Freihandelspatents im Jahre 1879 zum Niedergang Brodys führten. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts habe sich Brody von dieser Wirtschaftskrise wieder etwas erholen können.

Im zweiten Teil widmet sich der Autor den konfessionellen und gesellschaftlichen Gruppen Brodys sowie den politischen Institutionen und Bildungseinrichtungen, den nationalen Bewegungen sowie den sozialen Problemen der Stadt. Bei seiner Untersuchung der politischen Integration der jüdischen Bevölkerung in der Gemeindeverwaltung hebt er hervor, dass Brody aufgrund der paritätischen Anzahl von Christen und Juden im Brodyer Stadtausschuss eine „einzigartige Stellung“ in Galizien eingenommen habe. (S. 132) Bezugnehmend auf Schreiben der jüdischen und christlichen Ausschussmitglieder aus den Jahren 1826 und 1830 verweist Kuzmany auf das von gegenseitigem Respekt zeugende Verhältnis zwischen Juden und Christen in der Stadt.

In einem Unterkapitel des zweiten Teils befasst sich der Autor mit der Bedeutung Brodys für das osteuropäische Judentum. Er hebt hervor, dass die jüdische Gemeinde in Brody am traditionellen Judentum festhielt und die sich in Galizien seit Mitte des 18. Jahrhunderts ausbreitenden mystischen Bewegungen konsequent ablehnte. So wurden alle Anhänger des Frankismus und Chassidismus aus der Gemeinde ausgeschlossen. Erst mit der Verbreitung der Haskala, die auch vor Brody nicht Halt machte, zumal zahlreiche jüdische Kaufleute aus Brody durch ihre Handelsbeziehungen nach Deutschland auch mit der jüdischen Aufklärung in Kontakt gekommen waren, habe sich dies allmählich geändert. Um 1800 ließ sich hier Menachem Mendel Lewin Satanower nieder, ein Schüler Moses Mendelssohns, und baute Brody zum Zentrum der Haskala in Galizien aus. Ähnlich wie in

Lemberg gab es Anhänger und Gegner der verschiedenen Strömungen des Judentums, die zu Konflikten innerhalb der jüdischen Gemeinden führten. Kuzmany weist hier auf die Bedeutung des Jiddischen als Umgangssprache für die breite jüdische Bevölkerung in Brody hin.

In seinen Ausführungen über die christlichen Minderheiten im nächsten Unterkapitel, wirken seine Überlegungen, dass man zu Beginn der habsburgischen Herrschaft in Galizien nicht in den Kategorien von Nation und Ethnos, also nicht von Polen und Ruthenen (Ukrainern) sprechen könne, doch äußerst befremdlich. (S. 162) Welche Nationen haben denn in der polnischen Adelsrepublik gelebt? Eben doch Polen, Litauer, Ruthenen, Deutsche und Juden und andere mehr, aber nicht einfach christliche Einwohner und Juden. Auch wenn Kuzmany darauf hinweist, dass in den frühen österreichischen Statistiken nur konfessionelle Angaben gemacht wurden, heißt das ja noch lange nicht, dass die Bevölkerung, und hier meine ich insbesondere die polnische Bevölkerung, keine Vorstellung von ihrer Nation hatte. Man kann natürlich anführen, dass das nationale Bewusstsein vornehmlich beim Adel und bei den Eliten ausgeprägt war, im Gegensatz zur bäuerlichen Bevölkerung, die sich eher indifferent zeigte. Schließlich werden auch in den österreichischen Quellen die Polen stets als Polen und die Ruthenen als Ruthenen bezeichnet und nicht diffus als Christen römisch-katholischer oder griechisch-katholischer Konfession. Völlig unerklärlich ist, warum der Autor die Bezeichnung Proto-Polen und Proto-Ruthenen verwendet (S. 162), so als ob es vor 1772 keine Polen und keine Ruthenen gegeben hätte und der Autor erst einen Namen für sie erfinden musste? Und natürlich hat die österreichische Regierung in den verschiedenen Behörden des galizischen Guberniums Polen angestellt (auch wenn der Autor sie als Österreicher polnischer Herkunft bezeichnet), weil sie eben doch auf die Landes- und Sprachkenntnisse der gebildeten einheimischen Bevölkerung angewiesen war. Die Ruthenen waren dagegen aufgrund ihrer fehlenden beruflichen und sprachlichen Qualifikationen nur in kleiner Anzahl vertreten, und bei ihnen war – bis auf eine kleine gebildete Schicht – das nationale Bewusstsein noch nicht ausgeprägt, sondern sollte sich erst im Laufe der nächsten Jahrzehnte entwickeln. Auch kann man nicht davon sprechen, dass sich die polnische Nationalbewegung erst mit dem Januaraufstand 1863 verbreitet habe (S. 172), denn schließlich war schon 1794 der Kościuszko-Aufstand gegen die Teilungsmächte in Krakau und 1830 der Novemberaufstand in Warschau ausgebrochen, der im September 1831 von den Russen niedergeschlagen worden war. Gerade an Brody als Grenzstadt zu Russland und als bedeutendster Warenumsschlagplatz dürfte dieser Aufstand nicht spurlos vorübergegangen sein. Etwas knapp ist in diesem Unterkapitel die Beschreibung der sozialen Gruppen ausgefallen.

Eine größere Aufmerksamkeit erhält im darauffolgenden Kapitel, das schwerpunktmäßig dem Schulwesen gewidmet ist, dagegen die Multikulturalität der Stadt. Bei der Untersuchung des Schulwesens versucht der Autor die nationale Zugehörigkeit der Schüler herauszufinden und weist erneut auf die Schwierigkeiten einer eindeutigen Zuordnungen zu einer nationalen Gruppe aufgrund der auch im Schulwesen verwendeten konfessionellen Angaben hin. Auch wenn in diesem Kapitel wiederholt von Multikulturalität gesprochen und auf die verschiedenen Schultypen in Brody

eingegangen wird, in die die jüdischen, polnischen, ruthenischen und deutschen Kinder gingen, erfahren wir kaum etwas über das Zusammenleben der Kinder, geschweige denn der Erwachsenen, mit den jeweils anderen ethno-konfessionellen Gruppen. Vielleicht hätten hier auch die in Brody erschienenen Zeitungen etwas mehr Aufschluss über das kulturelle (Zusammen-)Leben geben können. Überraschend ist, dass der Autor in diesem Kapitel, in dem er sich schwerpunktmäßig mit dem „ethno-konfessionellen“ Schulwesen befasst, nur auf die im Zentralen Historischen Staatsarchiv in Lemberg aufbewahrten Akten zurückgegriffen hat, nicht aber die Akten der Studienhofkommission und später dann des Ministeriums für Kultus und Unterricht im Allgemeinen Verwaltungsarchiv in Wien verwendet hat. Gerade anhand dieser Bestände hätten fehlende Angaben über die wenigen Schulen, die es in Brody gab, gefunden und ergänzt werden können, zumal die Beschreibung des christlichen Schulwesens recht kurz ausgefallen ist. Weitere Informationen über die einzelnen Konfessionen wären wohl auch im Bestand Alter und Neuer Kultus im Allgemeinen Verwaltungsarchiv in Wien zu finden gewesen. Auch über die Geschichte der evangelischen Gemeinde in Brody hätte man Informationen im Archiv des Evangelischen Oberkirchenrates in Wien finden können. Die Stadt Brody war schließlich eine der sechs Städte, in denen sich Evangelische gemäß des Ansiedlungspatents vom 16. November 1774 niederlassen durften, bis ihnen im Toleranzpatent von 1781 ein uneingeschränktes Niederlassungsrecht eingeräumt wurde.

Den zweiten Teil der Studie beschließt der Autor mit der Skizzierung Brodys als Grenzstadt, in der die Teilnehmer des Januaraufstandes von 1863 nach ihrer Niederlage sowie die 1881 aus Russland vor den antijüdischen Exzessen und Pogromen geflohenen Juden vorübergehend Aufnahme fanden. Letztere wurden von verschiedenen jüdischen Komitees in der Stadt versorgt und erhielten von diesen auch finanzielle Unterstützung für eine Auswanderung nach Amerika oder in andere Staaten. Zum Schluss geht der Autor hier auch auf die illegale Kommunikation, also den Schmuggel und die Spionage, in Brody ein. Mit dem zweiten Teil endet auch die Studie der Stadt „im langen 19. Jahrhundert“. (S. 258)

Im dritten, und mit 66 Seiten kürzesten Teil der Studie, befasst sich der Autor mit der „Wahrnehmung des historischen Brody“ und führt zu Beginn zeitgenössische Berichte und Briefe von Personen aus verschiedenen Ländern an, darunter auch Briefe von Honoré Balzac, der sich unsterblich in die verheiratete polnische Adelige Ewelina Hańska verliebt hatte und einige Male über die Grenzstadt Brody in das russische Teilungsgebiet zum Palais seiner Angebeteten gelangte. Darüber hinaus zitiert Kuzmany auch aus weniger bekannten Berichten, wie etwa zweier Missionare aus Schottland. Besonders interessant sind hier seine Hinweise auf Joseph Roths Reportage „Das jüdische Städtchen“ und seinen Roman „Radetzky marsch“, in denen sich Roth auf Brody bezieht, die Stadt jedoch nicht beim Namen nennt. Im Anschluss daran erwähnt der Autor auch die in den letzten Jahren verfassten Reiseberichte deutscher und österreichischer Autoren und geht erst hier wieder auf den in der Einleitung angekündigten Begriff Mythos ein, dem er allerdings nur auf knappen zwei Seiten Aufmerksamkeit widmet.



Im Anschluss an dieses Unterkapitel gibt der Autor einen Überblick über die Gedenkbücher „as mentale Erinnerungsorte“, wie er diese Erinnerungsbücher bezeichnet, die in den letzten drei Jahrzehnten in der Sowjetunion, der Ukraine, in Kanada von der ukrainischen Emigration, in Polen sowie in verschiedenen Ländern von der jüdischen Emigration, herausgegeben wurden. Warum er diese Erinnerungsbücher, in denen sich – wie seinen Ausführungen zu entnehmen ist –, auch Erinnerungen von Zeitgenossen befinden, nicht in seinem zweiten Teil herangezogen hat, ist nicht ersichtlich. Es wäre durchaus sinnvoll gewesen, auch ausgewählte Texte aus diesen Erinnerungsbüchern heranzuziehen und nicht nur darauf hinzuweisen, dass solche existieren.

Den dritten Teil beschließt er mit einer Einladung zu einem imaginären Spaziergang zu Brodyer Gedächtnisorten, die von dem Autor durch alte und neue Bilder illustriert und erklärt werden. Hier wäre es sicherlich für das bessere Verständnis sinnvoll gewesen, einige Zahlen zur „ethno-konfessionellen“ Zusammensetzung der Bevölkerung von 1918 bis zur Gegenwart zu geben, zumal sich der Autor auf seinem Spaziergang auch mit der gegenwärtigen Situation in der Stadt befasst.

In einem 19-seitigen Anhang hat der Autor das Freihandelspatent für Brody aus dem Jahre 1779 sowie das im Text erwähnte Schreiben der christlichen Ausschussmänner aus dem Jahre 1826 hinzugefügt. Darüber hinaus befinden sich mehrere Tabellen über die Anzahl und konfessionelle Zugehörigkeit der Schüler in den Brodyer Schulen sowie u.a. eine Tabelle über die konfessionelle Zugehörigkeit der Stadtbewohner.

Die von Börries Kuzmany für seine Studie herangezogenen Quellen und Publikationen sind außerordentlich umfangreich und gebühren großen Respekt. So hat der Autor vornehmlich Quellen in den Archiven und Bibliotheken in Lemberg sowie im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, im Allgemeinen Verwaltungsarchiv, im Finanz- und Hofkammerarchiv und im Kriegsarchiv in Wien ausgewertet. In Polen hat sich der Autor dagegen nur auf die sich im Staatsarchiv Krakau von dem Bibliothekar Antoni Schneider gesammelten Informationen beschränkt (Teki Schneidra), überraschenderweise hat er dagegen nicht die recht zahlreich vorhandenen Bestände der k. u. k. Ministerien im Hauptarchiv der Alten Akten in Warschau (Archiwum Głównie Akt Dawnych) für seine Studie herangezogen. Hingegen hat er Materialien aus Archiven in Frankreich, Russland und Deutschland ausgewertet. Dem umfangreichen Literaturverzeichnis schließt sich ein Verzeichnis der Abbildungen und Karten, ein Ortsverzeichnis sowie ein Personenverzeichnis an.

Trotz der hier angeführten kritischen Bemerkungen handelt es sich bei der Studie von Börries Kuzmany um einen beeindruckenden Beitrag zur Stadtforschung in Ostmitteleuropa, mit der ein Teil der Forschungslücke geschlossen werden konnte.

Isabel Röskau-Rydel (Krakau)

*Mark Tilse: Transnationalism in the Prussian East. From National Conflict to Synthesis, 1871-1914. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2011. 276 S. ISBN: 978-0-230-28416-6*

An englischsprachigen Publikationen zur deutsch-polnischen Regionalgeschichte östlich der Oder herrscht seit jeher Mangel. Noch seltener ist es, dass ein Autor neben seiner englischen Muttersprache auch noch Deutsch und Polnisch beherrscht. Schon allein aus diesem Grunde ist es zu begrüßen, wenn nun eine Arbeit über die Provinz Posen im Kaiserreich vorliegt, die einen soliden Überblick bietet und einige neue Anreize setzt. Der Autor kündigt in seiner Einleitung nicht weniger an als „die Präsentation des Paradigmas einer Synthese zwischen Nationalismen als einer eindeutigen Theorie von Transnationalismus“ (S. 2). Das qualitativ Neue, das er vorstellen möchte, entstehe aus der Schaffung transnationaler Mentalitäten und Praktiken, die anschließend zu einer Harmonisierung der Beziehungen zwischen den Nationalitäten führe. Nach einer allgemein Einführung in die preußische Ostmarkenpolitik, die polnische Reaktion darauf und die „Nationalisierung der Kultur“ macht er seine Ergebnisse an vier Phänomen fest: Zweisprachigkeit, Mischehen, Deutschkatholizismus und sozialistische Bewegung.

Tilse stützt seine Thesen hauptsächlich auf zeitgenössische Veröffentlichungen und einen Teil der Forschungsliteratur. Punktuell, wenngleich nicht besonders weitreichend, hat er Archivbestände herangezogen und gegen seine Kernaussagen lässt sich im Grunde auch wenig sagen. Allerdings fragt man sich mit fortschreitender Lektüre, was daran eigentlich neu ist. Am ehesten vielleicht noch seine Bewertung der Rolle der Statistik als entscheidendem Faktor bei der Rationalisierung von Nationalität, was er anhand der veränderten staatlichen Zuschreibungen von Bilingualität überzeugend deutlich machen kann. Eine Analyse der deutschen Polenpolitik im Kaiserreich hat vor mehr als vierzig Jahren schon Hans-Ulrich Wehler vorgenommen. Hier hätte eine genaue Untersuchung der regionalen und lokalen Elemente, etwa über die Tageszeitungen, zu neuen Erkenntnissen kommen können. Tilses Betrachtungen zur Provinz Posen (aber auch seine Randbemerkungen zu Westpreußen) leiden vor allem in Bezug auf kulturelle Angelegenheiten darunter, dass er mit Ausnahme von Thomas Serrier und einigen Aufsätzen praktisch alle wichtigen Buchpublikationen der letzten Jahre nicht kennt. Es ist keine Rede von den Arbeiten Christoph Schüttes, Stefan Dyroffs, Sophia Kemleins, Olgierd Kiec, Witold Matwiejczyk, Zygmunt Zieliński, es fehlen zentrale Werke von Witold Molik und Krzysztof Makowski. Dadurch wird Rom zwar immer wieder neu entdeckt, der Autor ist aber vor allem mit dem deutschen historiographischen Diskurs nicht vertraut. Einige kleinere Fehler haben sich auch eingeschlichen: Pastor Arthur Rhode wird etwa zum Historiker (S. 82). Es ist nett, wenn man die Forschungsergebnisse Maria Wojtczaks zur Ostmarkenliteratur nun auch in englischer Sprache wiederfindet oder lustig, wenn für die 1890er Jahre von „Wrocław“ die Rede ist (S. 162) oder Städtenamen teilweise in polnischer Sprache und im Lokativ verblieben sind (S. 172). Zweifellos hat sich Tilse viel Mühe gemacht und inhaltlich ist gegen die meisten seiner Ergebnisse wenig Substanzielles einzuwenden. Man könnte vielleicht am Untertitel des Buches zweifeln und fragen, wo sich denn die Entwicklung vom nationalen Konflikt zur erwähnten Synthese in der Zeit des Kaiserreichs tatsächlich abgespielt hat. Für den religiösen Faktor trifft dies sicherlich nicht zu, wie der

Autor in Bezug auf die zunehmende Nationalisierung der deutschsprachigen Katholiken selber zugibt. Die Mischehen hatten sicherlich eine gewisse beruhigende Wirkung auf das Alltagsklima, aber selbst hier waren die Kinder letztlich dazu gezwungen, sich in die eine oder andere Richtung national festzulegen. Die Zweisprachigkeit blieb zwar bei einem nicht zu unterschätzenden Teil der Bevölkerung erhalten, sie nahm aber sicherlich nicht zu und wurde von den offiziellen Stellen – wie im Buch erwähnt – stets kritisch gesehen. Und die sozialistische Bewegung schließlich entwickelte sich aufgrund diverser Streitigkeit und der Schwäche der industriellen Entwicklung nie zu einem bedeutenden Faktor in der Provinz Posen.

Es gereicht dem Autor leider zum Nachteil, dass die Arbeit ganz offensichtlich nicht angemessen betreut wurde und nicht der Kontakt zu mit dem Themenkomplex vertrauten Wissenschaftlern gesucht wurde. Nur so hätte es gelingen können, empirisch gestützte Ergebnisse zu erzielen, die die Forschung auch außerhalb Großbritanniens hätten voranbringen können.

Markus Krzoska (Berlin)

Rafał Witkowski: Juden in Posen. Führer zu Geschichte und Kulturdenkmälern. Poznań: Wydawnictwo Miejskie Posnania 2012. 154 S., Abb., ISBN: 978-83-7768-048-3

Obwohl Posen historisch betrachtet zu den wichtigsten jüdischen Zentren Polens gehört, sind die jüdischen Spuren im heutigen Stadtbild kaum mehr präsent. Geblieben sind die lange Jahre als Schwimmbad zweckentfremdete und heute leerstehende ehemalige Hauptsynagoge, das Gebäude der Jüdischen Gemeinde und ein paar Straßennamen. Seit 2008 erinnern einige symbolische Gräber an den alten, heute überbauten Jüdischen Friedhof. Erst in allerjüngster Zeit bemüht sich die Stadt – wohl vor allem aus touristischen Gründen – um ein Wiederanknüpfen an verlorengegangene Erinnerungen. Ein erstes Ergebnis ist der nun in mehreren Sprachen vorliegende Führer, dessen Entstehung freilich vor allem durch private Sponsoren aus der Wirtschaft möglich wurde. Es ist nicht übertrieben zu betonen, dass damit im Grunde die erste Gesamtdarstellung der jüdischen Geschichte Posens vorliegt. Zwar erscheint der Erzählfluss mitunter etwas kursorisch und die Ereignisse werden manchmal ohne konkrete Verbindung zueinander aneinandergereiht, dafür ist die Beschreibung von großer Sachkenntnis geprägt und verbindet Elemente der Makro- mit der Mikrogeschichte. Zur guten Lesbarkeit trägt in der deutschen Version auch die mit wenigen Ausnahmen gelungene Übersetzung bei. An die geschichtlichen Betrachtungen schließt sich ein Überblick über noch existierende oder zerstörte jüdische Orte in der Stadt Posen an. Das ganze Buch glänzt durch die Qualität und Auswahl der oft farbigen Fotos und Abbildungen, für die man der Grafikerin nur höchstes Lob aussprechen kann. Man würde sich wünschen, dass ähnliche Publikationen auch für andere Städte und Gemeinden Großpolens entstünden. Bisher liegt hierzu nur eine schmale Broschüre des Touristikbüros vor.

*Eike Eckert: Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie : Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916-1990). Osnabrück: fibre 2012 (= Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau; 27). 330 S. ISBN 978-3-938400-4*

Gotthold Rhode (1916-1990) war in der Bundesrepublik Deutschland zu Lebzeiten ein durch seine verdienstvolle „Kleine Geschichte Polens“ (1965) über die Grenzen des Faches hinaus bekannter, wenn auch kein führender Osteuropahistoriker. Seine publizistische Wirkung vor allem im Vertriebenenmilieu überwog seine wissenschaftliche Leistung. Rhode gehörte der Generation an, die, in der nationalsozialistischen Ostforschung sozialisiert, wesentlichen Anteil am Aufbau der bundesrepublikanischen Ostforschung hatte und nach deren Überwindung durch eine jüngere, in den 1950er und 1960er Jahren wissenschaftlich sozialisierte Forschergeneration mit Dietrich Geyer, Klaus Zernack und (S. 11, gerade in Hinsicht auf den Johann Gottfried Herder-Forschungsrat zu ergänzen) Hans Lemberg durchaus an ihren Zielen festgehalten hat.

Die nach langer Obsolenz in der Historiographieforschung gerade unter Fragestellung von Kontinuitäten erfolgreich wiederbelebte biographische Methode wendet Eckert in seiner Kieler Dissertation erfolgreich an. Akribisch rekonstruiert er Rhodes „deutsche Jugend in Polen“ bis 1934, seine „wissenschaftliche Sozialisation im Dritten Reich“ von den Studienjahren in Jena, München, Königsberg und vor allem bei Hermann Aubin und Hans Koch in Breslau sowie die Entstehung und der aktuellen Politik angepasste Publikation der Dissertation „Brandenburg-Preußen und die Protestanten in Polen 1640-1740. Ein Jahrhundert preußischer Schutzpolitik für eine unterdrückte Minderheit“ als Band 17 der von der „Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ herausgegebenen Reihe „Deutschland und der Osten“ (1941), wobei das Faktum des Abdrucks in einer so herausgehobenen Schriftenreihe auffällt. Neu ist auch die Darstellung von Rhodes Tätigkeit als Mitarbeiter des Osteuropa-Instituts Breslau 1939 bis 1945 und seine Rolle in der propagandistischen Vorbereitung des deutschen Angriffs auf Polen. Nach der Teilnahme als Sonderführer am Polenfeldzug beantragte Rhode, ein zu Lebzeiten generationstypisch verschwiegenes Faktum, am 6. November 1939 die Mitgliedschaft in der NSDAP, die ihm am 20. Februar 1941 unter der Mitgliedsnummer 7942413 gewährt wurde (S. 131). Seit dem 4. Mai 1941 leistete Rhode als Dolmetscher und Sonderführer Kriegsdienst vor allem im Raum der Sowjetunion. Eckert zeigt die Prägung durch die Minderheitenerfahrung in der Kinder- und Jugendzeit und die Arbeit im Kontext der antipolnischen Ostforschung in Breslau. Dort, wo Rhode eigenes Versagen, ja eigene Schuld angedeutet hat, konkretisiert Eckert.

Unter der Überschrift „Generation Rhode“ vergleicht der Autor in einem knapp gehaltenen Zwischenkapitel Rhodes Lebenslauf und politische Involviertheit mit den ebenfalls vor dem Zweiten Weltkrieg promovierten westdeutschen Osteuropahistorikern derselben Generation von Manfred

Hellmann (1912-1992) bis zum Studienkollegen Günther Stökl (1915-1998). Walther Hubatsch (1915-1984) gehört, eher Borusse als Ostforscher, vor 1945 weniger in diesen Kontext als die bis 1945 eindeutig der Ostforschung zuzuordnenden Werner Conze (1910-1986) und Theodor Schieder (1908-1984). Der Vergleich ist nichtsdestoweniger instruktiv, zeigt er doch, dass Rhode „als politische[r] Wissenschaftler im Dienst der nationalsozialistischen Aufgabe“ (S. 161) keine Ausnahme gewesen ist. Im Schlusskapitel „Der Karriereverlauf nach 1945“ verfolgt Eckert Rhodes wissenschaftliche Biographie von der Tätigkeit als Tutor am Historischen Seminar der Universität Hamburg 1947 bei Hermann Aubin über die Habilitation über die Ostgrenze Polens im Mittelalter, die Tätigkeit als Angestellter des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates am 1950 neu begründeten Johann Gottfried Herder-Institut mit dem Publikationsschwerpunkt auf den „Ostgebieten des Deutschen Reiches“ bis zur Berufung als a.o. Professor für Osteuropäische Geschichte an die Universität Mainz 1957 und den Anfangsjahren der Mainzer Tätigkeit. Eckert geht näher auf die Bemühungen um Kontakte mit Historikern in Polen sowie aus Kreisen der polnischen Emigration ein, desgleichen auf Rhodes umfangreiche Aktivitäten mit Vorträgen und Publikationen im landsmannschaftlichen Bereich, insbesondere in der Landsmannschaft Weichsel-Warthe.

Leider bricht Kapitel IV.2. „Fachliches und außerfachliches Engagement“ nach IV.2.2. „Kontakte zu polnischen Historikern“ ab, das avisierte Außerfachliche sucht man vergebens. Hier wünschte man sich eine vergleichende Analyse der eher politisch-publizistischen mit der wissenschaftlichen Tätigkeit Rhodes. Mit dem gegen die Ostdenkschrift der EKD polemisierenden „Brief an Bischof Lilje“ (1966) trat Rhode, wie zumindest später in zahlreichen Leserbriefen in der FAZ, öffentlich politisch auf. Helmut Neubach erwähnt in seinen Erinnerungen (in: „Zwischen Region und Nation“ [im Druck]) an die Kommission den Vorwurf, Rhodes Institut sei „hier mitten in der Universität eine richtige Filiale der Vertriebenenverbände“ gewesen. Mit den Folgen der Studentenbewegung des Jahres 1968 kam die „Generation Rhode“ jeglicher Couleur nicht zurecht, und es wäre spannend gewesen, seinen Weg in der sicher verändernden Universität und der sich von der Ostforschung zur Osteuropaforschung emanzipierenden Osteuropäischen Geschichte zu verfolgen. Eckert endet nach mehr als zehn Jahren intensiver Forschungen zu seinem Thema (die ältesten Auskünfte datieren in das Jahr 1999) mit dem ersten Mainzer Jahrzehnt und beschließt seine Arbeit mit dem Resümee.

Mit seiner Anpassung an das nationalsozialistische Regime und der Leugnung des politischen Engagement vor 1945 vom Entnazifizierungsverfahren bis zu autobiographischen Äußerungen war Gotthold Rhode ein typischer Vertreter seiner Generation überhaupt, die unter dem restaurativem, von Kriegsschuld nichts wissen wollendem gesellschaftlichem Klima der Adenauer-Zeit ihre Karriere machte und dabei, oft weit unreflektierter als Rhode (S. 274), an alte Kontakte und Verbindungen anknüpfte, für den Wiederaufbau Kontinuität brauchte und den zwölf nationalsozialistischen Jahren biographischen Sinn geben wollte. Typisch war Rhodes Weigerung, die „moralischen Argumentationsmuster der polnischen Kollegen“ zu akzeptieren (S. 273). Rhodes wissenschaftliche Tätigkeit teilte sich, wie Eckert abschließend herausarbeitet, in seine grundsoliden

Übersichtsdarstellungen zur Osteuropäischen Geschichte (so im „Handbuch der europäischen Geschichte“) und die „Geschichte der Deutschen aus den Ostprovinzen, vor allem die Geschichte seiner eigenen Heimat, der ehemaligen Provinz Posen“ auf: Die „ambivalente Haltung zwischen Ostforscher und Osteuropahistoriker, zwischen „Vertriebenenhistoriker“ und Fachwissenschaftler [...] war Rhode auch bewusst“ (S. 274-275).

Abgesehen von dissertationsüblichen Mängeln in Darstellung und Diktion („Kohortenmitglieder“ S. 158, ist nicht schön) und Marginalien (Witold Jakóbczyk's „Rezension“ von Arthur Rhodes ungedruckten „Lebens-Erinnerungen“ in den *Roczniki Historyczne* 19 (1950), S. 196-197, war zum Beispiel, auch wenn unter „Recenzje“ abgedruckt, doch eher ein Hinweis auf eine in sichergestellten Beständen aufgefundene interessierende Archivquelle), hat Eckert eine gute und brauchbare grundlegende detaillierte Biographie Gotthold Rhodes bis ca. 1965 verfasst. Er denunziert dabei nicht wie andere Arbeiten zur NS-Historiographie und ihren Folgen, sondern sucht in ruhigem Ton nach Fakten und Motivationen seines Helden, ohne die Problematik aus dem Auge zu verlieren. Durch die Engführung des Themas kann Eckert zahlreiche neue Fakten entdecken, die nicht nur für diese, mit Ausnahme des Zwischenkapitels zur Alterskohorte eng auf den „Helden“ fixierte Darstellung, sondern gerade durch Details für das Gesamtbild der „Ostforschung“ und ihre Protagonisten von Nutzen sind. Dabei nimmt Eckert in Kauf, dass der größere historiographische und politische Zusammenhang leicht aus den Augen gerät. Dem Deutschen Historischen Institut Warschau ist zu danken, dass es diese für die deutsche und die polnische Geschichtswissenschaft wichtige Arbeit veröffentlicht hat.

Wolfgang Kessler (Viersen)

*Winson Chu: The German Minority in Interwar Poland. Cambridge (u.a.): Cambridge University Press 2012. 320 S. ISBN: 978-1-107-00830-4 (=Publications of the German Historical Institute Washington D.C.)*

Nach sechs Jahren Wartezeit liegt nun endlich, die schon 2007 mit zwei Preisen dekorierte Dissertation des amerikanischen Historikers Winson Chu in Druckform vor<sup>1</sup>. Etwa 20 Jahre nach der Arbeit von Richard Blanke<sup>2</sup> erscheint somit eine weitere englischsprachige Arbeit über die deutsche Minderheit in der Zweiten Polnischen Republik, die erfreulicherweise nicht nur die ehemals preußischen Gebiete, sondern das ganze Staatsgebiet berücksichtigt. Dennoch ist der Titel des Buches irreführend und widerspricht im Prinzip der Kernthese des Autors. Es handelt sich nicht um eine Überblicksdarstellung über das politische, kulturelle und wirtschaftliche Leben der deutschen Minderheit, wie sie beispielsweise von Dariusz Matelski für Großpolen<sup>3</sup> oder von Przemyslaw Hauser

---

<sup>1</sup> Fritz Stern Preis der Freunde des DHI Washington für die beste Dissertation in Deutscher Geschichte und Preis für die beste Dissertation im Fach Geschichte der Universität Berkeley.

<sup>2</sup> Richard Blanke, *Orphans of Versailles: the Germans of Western Poland, 1918-1939*, Lexington 1993.

<sup>3</sup> Dariusz Matelski, *Mniejszość niemiecka w Wielkopolsce w latach 1919 - 1939*, Poznań 1997.

für Pommerellen<sup>4</sup> vorgelegt wurde. Fern jedes Quellenpositivismus seiner polnischen Kollegen wählt Chu einen problemorientierten Zugang, der die regionalen Differenzen in den Mittelpunkt stellt und überzeugend darlegt, dass es nicht die deutsche Minderheit, sondern mehrere deutsche Minderheiten gab. Ein gewisser Schwerpunkt liegt dabei auf Lodz und Mittelpolen, dem drei der sechs Kapitel gewidmet sind. Vor allem diese Teile der Arbeit sowie ihr Ansatz an sich verdienen besondere Aufmerksamkeit, da sie im Gegensatz zu den ersten beiden Kapiteln über den „Weimarer Revisionismus und Polen 1918-1933“ und der „Deutschen Minderheitenpolitik in Westpolen 1918-1933“ auch für Kenner der deutschsprachigen Forschungsliteratur Neues bieten. Da bereits eine gute Rezension online verfügbar ist<sup>5</sup>, kann hier auf eine weitere Beschreibung der wesentlichen Inhalte des Buches verzichtet und gleich zur kritischen Würdigung übergegangen werden.

Positiv hervorzuheben ist vor allem, dass es Chu gelungen ist, das Potential eines im Lichte aktueller historiografischer Entwicklungen randständig erscheinenden Themas aufzuzeigen. Ausgehend vom Rand der Deutschen Geschichte gibt er wichtige Anregungen zur Erforschung des deutschen Nationalismus. Hier ist vor allem das trennende Potential nationalistischer Agitation hervorzuheben. Den eher zu- als abnehmenden Antagonismus zwischen Posener und Lodzer Deutschen erklärt Chu vor dem Hintergrund der Diskussion über die Führungsrolle innerhalb der Minderheit und den Kern, dessen was einen guten Deutschen ausmacht. Einer der Hauptpunkte war dabei auch der Kampf um die Subventionstöpfe der Weimarer Republik, deren Öffnung für die Lodzer die Posener verhindern wollten. Die Beteiligten scheuten sich in diesem Kampf sogar nicht, polnische Behörden für die Erreichung ihrer Ziele einzusetzen. Noch überzeugender wäre die Argumentation hier ausgefallen, wenn dies auch in Bezug auf Rivalitäten zwischen Bromberger, Thorner und Posener Deutschen um die Vorherrschaft in Westpolen untersucht worden wäre. Gemäß dem Wissensstand des Rezensenten wurden dort deutsche Konsularbehörden und ein sich aus führenden Mitgliedern der Minderheiten zusammensetzendes Ehrengericht als Schiedsstellen bevorzugt. Ob es eine solche Institution auch für Lodz und Mittelpolen gab, bleibt trotz des Lodz-Schwerpunktes ebenso offen wie andere Punkte. Chu kommt so lediglich zum Schluss, dass der von Johannes Danielewski 1929 gegründete Deutschen Kultur- und Wirtschaftsbund nicht nur als Versuch der Sprengung der politischen Einheit der Deutschen durch den polnischen Staat gesehen werden sollte. Bei der Erklärung seiner Anziehungskraft für die deutschsprachigen Mitglieder bleibt er jedoch weitgehend im Konjunktiv und kann sich nicht zu klaren Aussagen durchringen. Charakteristisch ist hier jedoch, dass die Existenz dieser Lodzer Vereinigung in Westpolen dazu genutzt wurde, die nationale Identität der Posener Deutschen zu festigen. Eine zunehmende Entfremdung von den Deutschen in Mittelpolen war die Folge. Inwiefern die Lodzer Deutschen gar fremder als die einheimischen Polen wahrgenommen

---

<sup>4</sup> Przemysław Hauser, *Mniejszość niemiecka na Pomorzu w okresie międzywojennym*, Poznań 1998.

<sup>5</sup> Hans-Jürgen Bömelburg: Rezension von: Winson Chu: *The German Minority in Interwar Poland*, Cambridge: Cambridge University Press 2012, in: *sehpunkte* 13 (2013), Nr. 2 [15.02.2013], URL: <http://www.sehpunkte.de/2013/02/22013.html>

wurden, wird jedoch nicht diskutiert. Auch Interaktionen mit polnischen politischen Gruppierungen werden so gut wie nicht thematisiert.

Trotz dieser Lücken ist Winson Chu für seinen wichtigen Input in die weitgehend deutsch- und polnischsprachige Forschungslandschaft zu danken. Es bleibt zu hoffen, dass dieser nicht ohne Folgen bleibt und auch auf andere Minderheitengruppen im östlichen Europa angewendet wird.

Stefan Dyroff (Bern)

*Streifzüge zwischen Oder und Drage. Begegnungen mit der Neumark, hrsg. von Paweł Rutkowski. Potsdam: Deutsches Kulturforum östliches Europa 2012. 254 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-3-936168-44-0*

Die Neumark (poln.: Nowa Marchia) gehört zu den unbekanntesten, man könnte auch sagen: am meisten vergessenen Landschaften des ehemaligen deutschen Ostens. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte hier wie in weiten Teilen Pommerns und Niederschlesiens praktisch keine polnischsprachige Bevölkerung, was die Übernahme der Region in den nationalkommunistischen Diskurs der „wiedergewonnenen Gebiete“ bei komplettem Bevölkerungsaustausch deutlich erschwerte. Ihr Zentrum Landsberg an der Warthe, das nach wie vor den komplett irreführenden Namen Gorzów Wielkopolski trägt, müht sich mit seiner eigenen Geschichte und besitzt wenig Stahlkraft für seine landschaftlich reizvolle, aber wirtschaftliche wenig entwickelte Umgebung.

Der vorliegende Band – der auch in polnischer Sprache erschienen ist – ist kein klassischer Reiseführer, sondern ging als Idee aus einer 2006 durchgeführten Potsdamer Ausstellung hervor. Vorgestellt werden aus kulturhistorischer Perspektive insgesamt 39 Ortschaften. Bei jeder von ihnen wird die Geschichte erläutert und die wichtigsten – erhaltenen und zerstörten – Bauten beschrieben. Hinzugefügt sind sehr kurz ausgefallene Bemerkungen zur Anreise.

Hinzu kommen sechs längere Texte zu wichtigen Aspekten neumärkischer Geschichte: zu den Schlössern und Herrenhäusern (Markus Jäger), zum Oflag II C Woldenberg und zum Konzentrationslager Sonnenburg (keine Verfasser angegeben), zur Entstehung der Städte (Witold Pronobis), zur mittelalterlichen Sakralarchitektur (Jarosław Jarzewicz) und zu den drei dominierenden geistlichen Orden Templer, Johanniter und Zisterzienser (Christian Gahlbeck).

Der Leser kann in dem Buch viele neue Entdeckungen machen und wird deutlich motiviert, der Neumark mehr Aufmerksamkeit als bisher zu schenken oder sie zu besuchen. Einmal mehr deutlich wird, welche Zerstörungen vor allem die letzten Kriegsmonate und die unmittelbare Phase nach der sowjetischen Besetzung in den Dörfern und Kleinstädten angerichtet haben. Dennoch bleiben überregional bedeutende Kostbarkeiten zu besuchen wie die Templerkirche in Quartschen (Chwarszczany), das Herrenhaus von Mehrenthin (Mierzęcín) oder Schloss, Kirche und Park in Tamsel (Dąbroszyn).



Das Buch ist optisch sehr anregend produziert, mit schönen Fotografien versehen und um ein Glossar sowie Kurzbiogramme der wichtigsten Persönlichkeiten ergänzt. Wenn trotzdem leichte Zweifel in Bezug auf die Nutzbarkeit bleiben, so liegt dies an den fehlenden praktischen Informationen. Man hätte sich zu jedem Ort einen kleinen Plan gewünscht (es gibt nur kleinere Pläne von Landsberg, Friedeberg und der Küstriner Festung) und eine Auflistung von Internetlinks wäre auch kein allzu großer Aufwand gewesen. So ist man vor touristischen Aufenthalten zu weitergehender Recherche gezwungen, zumal die sich auf dem Markt befindenden Reiseführer nicht besonders hilfreich sind.

Markus Krzoska (Berlin)

*Gerhard Wolf: Ideologie und Herrschaftsrationalität. Nationalsozialistische Germanisierungspolitik in Polen. Hamburg: Hamburger Edition 2012. 528 S., ISBN 978-3-86854-245-6*

Die nationalsozialistische Germanisierungspolitik in den annektierten westpolnischen Gebieten steht im Zentrum der vorliegenden Untersuchung. Gerhard Wolf weist in seiner detail- und kenntnisreichen Darstellung nach, dass diese Politik keineswegs nicht nur die gewaltsame Exklusion „Fremdvölkischer“ und die Ansiedlung von „Volksdeutschen“ bedeutete, sondern auch eine Politik der Inklusion für einen durch kriegsbedingte Notwendigkeiten immer größer werdenden Kreis von akzeptablen Einheimischen war. Ausgeschlossen war von dieser Möglichkeit selbstverständlich die jüdische Bevölkerung und Wolf beschränkt sich in seiner Untersuchung denn auch auf die nicht-jüdische einheimische Bevölkerung.

Die Kriterien, die darüber entschieden, wer zu welchem Zeitpunkt deportiert und wer hingegen als „Deutscher“ gelten konnte, waren, so die These der Studie, zumeist keineswegs „rassenanthropologische“, sondern die Besatzer „zielten auf Kollaborations- und Leistungsbereitschaft, auf Unterordnung und auf den Eifer, sich deutsche Sprachkenntnisse anzueignen“ (S. 21). Eine einheitliche Germanisierungspolitik kann Wolf nicht ausmachen. Herrschaftsrationale Notwendigkeiten gewannen hier oftmals die Oberhand über die von der Berliner SS-Zentrale vorgegebenen ideologischen Prämissen. Die Bedürfnisse der Besatzungsverwaltung setzten sich gegen diese durch, dann waren es Forderungen aus der Wirtschaft, die den Arbeitskräftemangel behoben sehen wollte; dies führte dann rasch dazu, dass eben noch unerwünschte „Fremdvölkische“ sehr schnell gern gesehene Arbeiter wurden. Wolf macht eine „deutliche wirtschaftliche Schlagseite der Germanisierungspolitik“ (S. 198) aus.

Der Überfall auf die Sowjetunion war auch im hier diskutierten Zusammenhang ein zentraler Wendepunkt, verstärkte den Pragmatismus noch einmal entscheidend: „Die Germanisierungs- und allgemeiner noch die Bevölkerungspolitik in den annektierten Provinzen blieb eine abhängige Variable der unmittelbaren Erfordernisse, die der Krieg an das Deutsche Reich stellte.“ (S. 343). Der Spielraum der Ethnokraten wurde immer enger, letztlich konnten Himmler und seine SS-Ideologen sich nicht

damit durchsetzen, die „rassische Eignung“ zur Voraussetzung der Aufnahme in die Deutsche Volksliste – welche der Verfasser als ein großes „Assimilationsprogramm“ (S. 488) versteht – zu machen. Zu schwer wog die Einsicht, dass ohne die einheimische Bevölkerung eine längerfristige Besatzungspolitik nur schwer möglich war.

Der Autor beschreibt die unterschiedlichen Konzepte, Deportationspläne und ihre teilweise Durchführung bzw. ihr Scheitern in den verschiedenen Phasen äußerst detailliert und setzt sich dabei sehr genau und kenntnisreich mit der bisherigen Forschung auseinander und kommt am Ende zu dem Schluss: „Die Gauleiter ließen von Beginn an keinen Zweifel aufkommen, dass Rasse als Selektionskriterium völlig ungeeignet sei, Deutsche von Polen zu trennen – und setzten sich gegen den SS-Komplex durch. Mit der Abwehr von Himmlers Eingriffen verhinderten sie jedoch nicht nur die Ausrichtung der Deutschen Volksliste an rassistischen Selektionskriterien, sondern fügten Himmler darüber hinaus eine entscheidende Niederlage bei seinem Versuch bei, Rasse zur Leitdifferenz bei der Gestaltung des ‚deutschen Lebensraums‘ zu machen.“ (S. 481).

Andrea Löw (München)

*Polen. Jubiläen und Debatten. Beiträge zur Erinnerungskultur, hrsg. von Peter Oliver Loew / Christian Prunitsch, Wiesbaden: Harrassowitz 2012. 208 S. ISBN: 978-3-447-06560-3 (=Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts. Bd. 30)*

Der Band enthält die elf Beiträge einer Vorlesungsreihe, die im Wintersemester 2010/11 an der TU Dresden bzw. der Johannes Gutenberg Universität Mainz durchgeführt wurde. Deren Zweck war es, aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen Aspekte der Erinnerungskultur zu beleuchten, wie sie sich 20 Jahre nach dem Ende des Kommunismus in Polen darstellt. Zwar verwundert etwas die Formulierung des Buchklappentextes, Polen sei „immer noch mit seiner Vergangenheit beschäftigt“ (wie denn anders?). Aber die Herausgeber betonen zu Recht, dass gerade in Polen die vielfältigen Verwerfungen des 19. und 20. Jahrhunderts die Herausbildung einer besonders reichen (und widersprüchlichen) Gedenkkultur begünstigt haben sowie dass es immer wieder zu Verschiebungen in der ‚Hierarchie‘ jener Gedächtnisorte gekommen ist. Ebenso trifft es zu, dass sich in der heutigen polnischen Gesellschaft unterschiedliche politische Positionen häufiger als etwa in Deutschland in ebenso unterschiedlichen Geschichtsbildern manifestieren. Daher ist auch „Geschichtspolitik“ in Polen kein als manipulativ verpönter Begriff, sondern ein von allen politischen Kräften in ihrem jeweiligen Sinne beanspruchtes Instrument staatsbürgerlicher Erziehung‘.

Die Autoren bzw. Vortragenden der Reihe sind einschlägige Polenspezialisten aus den Bereichen Geschichte, Politologie, Slawistik, Literaturwissenschaft sowie Musikwissenschaft, was für ein im besten Sinne buntes Spektrum an Herangehensweisen an das im Prinzip nicht neue Thema sorgt. Allerdings haben die Autoren bei ihrem Publikum erkennbar ein unterschiedliches Vorwissen und Interesse vorausgesetzt; daher umfasst der Band sowohl sehr spezielle und originelle Abhandlungen

als auch eher konventionelle Überblicksdarstellungen, die zumindest dem polenkundigen Hörer bzw. Leser wenig Neues zu bieten haben. Trotz des gemeinsamen Nenners „Erinnerungskultur“ sind die Beiträge sehr individueller Natur, so dass im Folgenden weniger große Linien gezogen werden (können) als dass die einzelnen Beiträge auf ihren jeweiligen Mehrwert hin betrachtet werden.

Den Auftakt macht mit Jan Piskorski (Stettin) ein versierter Kenner der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte, der sich hier aber in einem universellen Sinne mit der Funktion von „Erinnerung als Aussöhnung [und] Vergangenheit als Quelle von Angst und Hoffnung“ beschäftigt. In einem weiten Bogen von den antiken – griechischen wie biblischen – Traditionen und Mythologien bis zur Zeitgeschichte beschreibt er Techniken des Erinnerns und Vergessens als Methoden seelischer Entlastung sowie gesellschaftlicher bzw. internationaler Versöhnung. Beide Ansätze können demnach je nach gegebener Zweckbestimmung angemessen sein; ebenso kann das hier oft vorhandene Schuldgefühl verschiedene Ursachen haben, sei es selbst verübtes Unrecht oder ‚nur‘ ein Gefühl des Versagens in einer als übermächtig erlebten Situation. Die Methode des Vergessens funktioniere jedoch nicht (mehr) in einer Gegenwart, für die Piskorski eine medial gestützte „Invasion von Vergangenheit und Erinnerung“ (S. 25) konstatiert, die aber nicht, wie erhofft, eine geistige Verankerung und Orientierung schaffe; als Grund dafür nennt er, dass der moderne Mensch die Unstetheit der Gegenwart nicht aushalte, sich vor der Zukunft fürchte und somit zu keinem harmonischen Begreifen des Flusses von Zeit und Raum einschließlich seiner eigenen Vergänglichkeit gelange. Verstärkt werde dieses Syndrom im Falle von Besetzungen, Vertreibungen und anderer Formen von Bedrohung der nationalen Identität; damit einher gehe oft ein subjektiv-zeitloses Bedrohungsgefühl. Eine Folge hiervon sei die Entwicklung eines Opferdiskurses, der im späten 20. Jahrhundert – wie auch schon in der griechischen Antike – die ältere Heldenverehrung abgelöst habe. (Hier wäre gerade für den polnischen Fall festzuhalten, dass heute beide Erinnerungsformen parallel zueinander gepflegt werden, um gleichsam einen historischen ‚Doppelbonus‘ zu erlangen.) Es bleibe jedenfalls als Ergebnis eine Gemengelage gegenseitiger Rechtfertigungssucht und Furcht vor einem Statusverlust durch Aufgabe der eigenen Opferrolle.

Wie in Fortführung dieser Gedankengänge widmet sich Robert Traba (Berlin/Warschau) dem „Opferdiskurs als zentrale[n] identitätsstiftende[n] Faktor[s] der polnischen Meistererzählung“. Er schildert die Entstehung dieses Syndroms aus der polnischen Geschichte seit den Teilungen und insbesondere der Romantik, die zwar ein gesamteuropäisches Phänomen gewesen sei, aber in Polen wegen des Fehlens eines bürgerlich-liberalen Substrats sowie nach 1795 eines Staates besonders stark auf die politischen (Phantasie-)Diskurse und die – sprichwörtlich „romantischen“ – Formen der Erinnerung eingewirkt habe. Wie am Beispiel von Mickiewiczs „Ahnen“ gezeigt, konnte sich in einer nur mehr virtuellen, den Erfordernissen realen Handelns enthobenen *res publica* das nationale Gedächtnis um die Topoi des Kampfes und des Opfers herum konstruieren, mithin um Ausnahmephänomene, was zu einer heroisierenden und weltgeschichtlich überhöhten Sicht auf die polnische Geschichte führte. Traba betont dabei das so geschaffene Übergewicht des nationalen

Kollektivs über das Individuum und seine Rechte, welches im Verein mit der erwähnten gering entwickelten bürgerlichen Kultur der Entstehung eines demokratischen Politikverständnisses wenig förderlich war. Der Autor führt schließlich den Bogen seiner Reflexion ins 20. Jahrhundert, wo weiterhin – in differenzierter Weise – das Erbe der polnischen Romantiker als Ausgangspunkt für politisch-gesellschaftliche Diskurse gedient habe. Bezeichnend sei das Fortleben ‚entschärfter‘ Elemente romantischen Denkens auch bei gegenüber dem Opferdiskurs kritischen Autoren wie Milosz, Giedroyc oder Michnik (zu nennen wäre hier auch Gombrowicz). Traba bemängelt, es habe sich – trotz der Rolle der *Solidarność* – noch immer kein echter ‚positiver‘, d.h. auf Errungenschaften statt auf Opfer rekurrierender Erinnerungsdiskurs etabliert; hier wäre die Frage anzuschließen, ob nicht die von der im Moment in Polen regierenden Bürgerplattform (PO) verfolgte Geschichtspolitik nicht ebendies zum Ziel hat – allerdings vor allem im Sinne einer erneuerten Heldenerzählung.

Hans-Jürgen Bömelburg führt die Leser auf eine äußerst lehrreiche Weise, unter Zugrundelegung literarischer und historiographischer Quellen aus fünf Jahrhunderten, in die ‚brüchige‘ deutsch-polnische Erinnerungsgeschichte der Schlacht von Tannenberg/Grunwald 1410 ein, die heute nur in Polen noch Gegenstand sowohl offizieller als auch populärer ‚Erinnerung‘ ist. Seine zentrale Aussage ist es, dass die Erinnerung an diese Schlacht in beiden Ländern alles andere als beständig war; vielmehr spiegele die Erinnerungsgeschichte die Diskontinuität der politischen und gesellschaftlichen Prozesse und den instrumentellen Charakter der ‚Geschichtspolitik‘. In methodischer Hinsicht diskutiert der Autor zugleich die unscharfen Grenzen zwischen Erinnern und Vergessen und die Schwierigkeiten ihrer Rekonstruktion. In der frühen Phase nach der Schlacht, deren direkte Folgen gering waren, habe es kein allzu ausgeprägtes Gedenken daran gegeben; in Preußen hätten vielmehr die Niederlage des Deutschen Ordens im Dreizehnjährigen Krieg und dann die Reformation die Ordenserinnerung geschwächt und zurückgedrängt. Auf polnischer Seite habe auch erst damals Jan Długosz in Auseinandersetzung mit der ‚Ordenspropaganda‘ dem Ereignis größeres Gewicht beigemessen, zum einen zwecks der Unterstreichung des christlichen Charakters der polnisch-litauischen Heere, zum anderen im Sinne einer Hervorhebung des polnischen gegenüber dem litauischen Teil, was (bis heute) zu massivem Widerspruch auf der litauischen Seite führte. Im 17. und 18. Jahrhundert habe es auf politisch-staatlicher Ebene kaum eine Basis für eine Erinnerung an die Schlacht gegeben; lediglich im kirchlichen Rahmen habe der 15. Juli eine gewisse Rolle gespielt. Bezeichnenderweise für die damals noch fließenden nationalen Zuordnungen waren es allein die deutschen Städte im Königlichen Preußen, die sich der Niederlage des Ordens in positiver Weise erinnerten, als Voraussetzung ihrer Freiheit. Erst die Teilungen und die Aktivierung des deutschen und polnischen Nationalbewusstseins in der Napoleonischen Zeit hätten zu einer deutsch-polnischen Polarisierung des Gedächtnisses geführt, die auf beiden Seiten eine romantisch-heroisierende Sicht auf die Schlacht unter jetzt vermeintlich klaren nationalen Vorzeichen befördert habe. Dabei war der Wandel auf deutscher Seite noch größer, indem die deutsche Bevölkerung Preußens den Orden erstmals in ihre historische Traditionslinie aufnahm.

Am Beispiel des gefühlt „einzigsten“ polnischen Komponisten Fryderyk Chopin zeigt Walter Koschmal anschaulich die Diskrepanzen zwischen dem von der polnischen Nationalbewegung im 19. Jahrhundert stark instrumentalisierten Chopin-Bild und den eigenen Sichtweisen des Komponisten. Damit beschreibt er in exemplarischer Weise die spezielle *conditio* der Romantik zwischen Analyse und Wunschprojektion und dabei insbesondere jener Dimension, die dem politischen Nationalismus (nicht nur in Polen) meist abgeht: der (Selbst-)Ironie. In diesem Sinne ordnet er Chopin selbst anhand von dessen schriftlichen Zeugnissen, v.a. Briefen, der von Witold Gombrowicz beschriebenen „widersetzlicheren Strömung“ innerhalb der nationalen polnischen Gedächtniskultur zu, welche die Polen von der Gefangenschaft in einer quasi-religiösen „Kulturfrömmigkeit“ zu befreien getrachtet habe (S. 56/57). Laut George Sand habe sich Chopins komplexe, ja „inkonsequente“ Natur u.a. in seinem Umgang mit der eigenen schwachen Gesundheit geäußert: Zwar habe er einerseits sichtbar und in extrem sensibler Weise gelitten, er habe aber nicht geklagt, sondern sein Leiden heruntergespielt und zugleich künstlerisch produktiv umgesetzt. Überdies habe er seine Umgebung stets aufzuheitern versucht; dazu habe es auch gehört, durch Sprachspiele, Parodien usw. das Bild der eigenen Person selbstironisch zu brechen. Nicht nur habe er sich so von jedem vordergründigen Heroismus distanziert, sondern auch der ihm zugeschriebenen nationalen Programmatik habe es widersprochen, dass viele seine Stücke ursprünglich gar nicht die Namen trugen, unter denen sie später berühmt wurden. Chopin habe bei allem Patriotismus nicht primär für die nationale Sache, sondern als autonomer Künstler geschrieben; und gerade seine besten Stücke hätten nur aus einem absoluten Kunstverständnis heraus entstehen können. Tatsächlich habe Chopin den Protagonisten der mystischen Nationalromantik explizit widersprochen; und der ‚drohenden‘ eigenen Überhöhung durch die Nachwelt habe er sich bis zuletzt zu widersetzen versucht.

Einem anderen Musiker und – allerdings bewussten und aktiven – Träger der polnischen nationalen Idee wendet sich Peter Oliver Loew in der Person Ignacy Paderewskis zu. Er schildert eingängig die kleinadlige Herkunft und Prägung Paderewskis durch die *kresy* und später durch das Kulturleben Warschaus sowie seinen Werdegang als Musiker und Komponist. Dabei bezeugt der Autor eine bedeutende musikwissenschaftliche Expertise. Allerdings hätte der Umstand, dass Paderewski (als russischer Staatsbürger) einen wesentlichen Teil seiner Ausbildung in Deutschland erhielt und dass etliche auch seiner „nationalpolnischen“ Werke von deutschen Verlegern herausgebracht wurden, im Hinblick auf seine spätere antideutsche Haltung etwas stärker reflektiert werden können. Immerhin wird klar, dass Paderewski sich zunächst als „kosmopolitischer“ Künstler sah und bei seiner in den späten 1880er Jahren einsetzenden Weltkarriere als Klaviervirtuose teils auch in die Rolle eines Repräsentanten des ‚unterdrückten Polen‘ hineingedrängt wurde. Diese sicherte ihm jedoch, neben seinen unbestreitbaren künstlerischen Qualitäten, anhaltende Aufmerksamkeit und hohe Einkünfte. Ob er in seinen späteren Werken tatsächlich „Polen quasi durch die Musik europäisierte“ (S. 85), ist diskutabel; es handelte sich wohl eher um die Nutzung der europäischen Bühne für nationale Bestrebungen. Fest steht, dass Paderewski als arrivierter Musiker nach 1910 immer mehr in die Rolle

eines ‚Staatsmanns der staatenlosen Nation‘ hineinwuchs und dabei im Geist der Nationaldemokratie vor allem Deutschland als Feind ansah. Weitgehend bekannt sind die folgenden Informationen über seine Aktivität in den USA als Propagandist polnischer Unabhängigkeit und eines amerikanischen Eintritts in den Ersten Weltkrieg sowie über die nicht zuletzt seiner Lobbyarbeit zu verdankenden propolnischen Bestimmungen der Vierzehn Punkte und die Auslösung des Großpolnischen Aufstands Ende 1918. Bemerkenswerter sind sein Widerspruch zur autoritären Regierung Polens nach 1926 und sein nochmaliger Einsatz für ein freies und ausdrücklich demokratisches Polen vom September 1939 bis zu seinem Tod im Juni 1941. Die Erinnerung an ihn im heutigen Polen schwankt – wie bei anderen „nationalen Heroen“ – zwischen offizieller Glorifizierung und weitgehender Unbekanntheit im Volk. Ausgehend von der offiziellen Erinnerung an die Schlacht bei Warschau von 1920 als „Wunders an der Weichsel“ unternimmt Jan Kusber „einen problemorientierten Durchgang durch die polnisch-russische Beziehungsgeschichte des 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts“ (S. 98). Dies ist offensichtlich ein gewaltiges Unterfangen für einen einzigen Vortrag, das der Autor aber insgesamt gut erfüllt. Sinnvollerweise nutzt er die – teils etwas zu detaillierte – Schilderung der zentralen ereignis- bzw. strukturgeschichtlichen Landmarken (v.a. Schlacht bei Warschau, Zweiter Weltkrieg, Katyń, Sowjetisierung) als Basis für eine Diskussion der Spannungen, die zwischen den beiden Nachbarn bis heute aus den Interpretationen jener Ereignisse erwachsen; dabei ist er gegen beide Seiten gleichermaßen kritisch. Deutlich wird die Verflechtung geopolitischer mit ideologischen Gesichtspunkten; für die Nachkriegszeit zeichnet der Autor aus polnischer Sicht das Wechselspiel von faktischer Abhängigkeit bzw. erzwungener Nähe und innerer Reserve nach, etwa am Beispiel des Kompromisses von 1956 zwischen Gomulka und Chruschtschow. Ebenso wichtig war das Dreiecksverhältnis zwischen Polen, Russland und – je nachdem – Deutschland bzw. den Westmächten, in dem sich die Polen oft nicht gleichwertig behandelt fühlten; andererseits wird ihr wiederkehrendes Streben nach einer besonderen Rolle deutlich, sei es als „Brücke“ zwischen Ost und West, sei es als eigenständige Macht. Kusber schließt seinen Beitrag mit einer Diskussion der Entwicklung der bilateralen Beziehungen nach 1990, als der Wegfall sowohl der ideologischen als auch der geopolitischen Zwänge einen freieren Austausch und die Suche nach gemeinsamen Positionen zu begünstigen schien. Er stellt zu Recht fest, dass sich nach zwanzig Jahren die tief verwurzelten Differenzen beiderseits eher stabilisiert haben; zugleich aber habe sich zumindest unter Historikern und in anderen Fachkreisen eine gelassener Diskussionskultur etabliert. Ob diese imstande sein werden, die populären Sichtweisen zu ändern, muss freilich offen bleiben; der Optimismus des Autors hat hier leider wenig für sich.

Eine besondere deutsche Perspektive auf das polnisch-russische Verhältnis, in dem Polen eigentlich nicht vorkommt, liefert aus literaturwissenschaftlicher Sicht Heinrich Olschowskys Beitrag über Bertolt Brechts Kommentierung des Hitler-Stalin-Pakts und des Kriegsbeginns im Sommer 1939. Die Themenwahl sei durch die heutigen Differenzen zwischen dem west- und dem osteuropäischen Erinnern an jene Epoche motiviert, denen vor allem die westliche Weigerung zugrunde liege, Stalin

ebenso wie Hitler für den Krieg und seine Folgen verantwortlich zu machen. Olschowsky zufolge schwankte der im schwedischen Exil lebende Dichter, wie viele kommunistische Sympathisanten, zwischen einer realistischen Sicht und einer ideologischen, die Stalins Handeln zu rechtfertigen suchte. Naturgemäß lässt ein literarisches Zeugnis wie Brechts *Arbeitsjournal*, auf das sich der Autor vor allem stützt, der Interpretation gewisse Spielräume, und so sind manche seiner Kommentare recht subjektiv geraten. Gleichwohl argumentiert er schlüssig, dass Brechts Sicht der Dinge – neben seinen kommunistischen Sympathien – vor allem von drei Faktoren beeinflusst wurde: der Tradition einer Fokussierung auf die Großmacht Russland, dem deutschen Konsens der Weimarer Zeit, wonach der neue polnische Nachbarstaat zumindest in seiner damaligen Form nicht akzeptabel sei, sowie – was besonders interessant ist – der angeblichen Diskreditierung jedes Heroismus im Deutschland der Zwischenkriegszeit. Letzteres muss angesichts konkurrierender Strömungen wie z.B. des soldatischen Nationalismus zweifellos relativiert werden. Jedenfalls habe diese Haltung Brecht zu einem kalten Pragmatismus und dann 1939 zur Verurteilung des „sinnlosen“ polnischen Kampfes veranlasst, zumal dieser im Osten gegen die Sowjetunion als Macht des Fortschritts geführt worden sei. Zum Vergleich wird aber Brechts *Kinderkreuzzug 1939* herangezogen, in dem der Dichter angesichts der verschlüsselt geschilderten Folgen des Krieges in Polen unterschwellig die Unterschiede zwischen den beiden Totalitarismen negiert habe. Schließlich wird noch auf die polnische Rezeption der *Mutter Courage* in den 1950er Jahren verwiesen; dabei seien wiederum Brechts antiheroische Lakonik, eine fehlende Differenzierung der Akteure und ihrer Motive sowie eine angeblich „amoralische“ Aussage auf Kritik gestoßen. Insgesamt ergibt sich ein widersprüchliches Bild nicht nur zwischen Modernität und Zynismus bei Brecht, sondern auch der unterschiedlichen Auswirkungen der Geschichte des 20. Jahrhunderts auf die kollektiven Gedächtnisse in Deutschland und Polen.

Der Politikwissenschaftler Stefan Garsztecki (Chemnitz) zeichnet die polnische Gedächtnispolitik bezüglich der zentralen Erinnerungsorte Zweiter Weltkrieg und Warschauer Aufstand nach. Dabei betont er die Bedeutung zweier Polaritäten: einer zwischen offiziellem und privatem Erinnern während der Volksrepublik und einer zweiten zwischen national-introspektivem und internationalem Erinnern, die besonders nach 1989 relevant geworden sei. Dabei gliedert er die Entwicklung des polnischen Kriegsgedächtnisses nach 1945 mittels der Begriffe *Instrumentalisierung*, *Kanonisierung*, *Internationalisierung* und *Nationalisierung*. Die entsprechenden Prozesse seien im Prinzip nacheinander abgelaufen, nach 1989 aber auch zunehmend nebeneinander und in Verflechtung miteinander. Grundsätzlich sei dies charakteristisch für postkommunistische Diskurse; als ein wichtiger Faktor spiele hier die – vom Westen nicht geteilte, vgl. den Beitrag von Olschowsky – Erinnerung an den Kommunismus als ‚Zwilling‘ des Nationalsozialismus. Dabei dränge das zuvor unterdrückte, familiär gebundene Gedächtnis an die Stelle des bis dato offiziellen und etablierte sich oft ebenso unkritisch und apodiktisch wie jenes. In Polen sei nach 1989 zunächst das vorhandene Opfer- und Heldennarrativ zum Zweiten Weltkrieg um das Gedenken an die Heimatarmee ergänzt worden; erst später hätten sich konkurrierende Geschichtsbilder entwickelt. Der Autor nennt solche

Strömungen der Historiographie, die eine Internationalisierung des nationalen Gedächtnisses befördern könnten (Beziehungsgeschichte, *histoire croisée* usw.), um im Anschluss auf die aktuelle Auseinandersetzung um den Zweiten Weltkrieg bzw. die Geschichtspolitik generell einzugehen, die sich im Kern um Nationalisierung vs. (partielle) Internationalisierung dreht. Als Manifestationen der beiden Haupttendenzen führt er die Diskussionen um die beiden zentralen neuen Museen zum Thema an: das noch entstehende Museum des Zweiten Weltkriegs in Danzig und das 2004 eingeweihte Museum des Warschauer Aufstands. Im Ergebnis konstatiert er zutreffend ein Überwiegen „traditioneller“, sprich martyrologischer und ‚nationaler‘ Anschauungen in der Bevölkerung sowie im Milieu um die PiS und das Aufstandsmuseum gegenüber dem moderneren und international anschlussfähigen, aber ebenfalls ‚nationalen‘, der PO nahestehenden ‚Danziger‘ Milieu um das Weltkriegsmuseum. Für die Herausbildung einer von ihm vermissten „postmodernen“, kritischen Position sind die Voraussetzungen hingegen ungünstiger als je nach 1989.

Ein Berührungspunkt besteht hier zum folgenden Vortrag von Claudia Kraft (Siegen) über die Entwicklung der deutsch-polnischen Vertreibungsdebatten; dieser schildert ein im Prinzip bekanntes Thema unter Anbringung interessanter Facetten, aber auch mit polemischen Spitzen. Mit Blick auf die deutschen bzw. polnischen Vertreibungsdiskurse – die lange isoliert voneinander stattfanden – stellt die Autorin einen „historisch-kontextualisierenden“ einem „ethisch-universalisierenden“ Ansatz gegenüber. Letzteren nimmt sie bei den deutschen Vertriebenenverbänden nach 1945 mit dem Ziel einer Ausklammerung des nationalsozialistischen Kontextes wahr (unabhängig von der Bewertung konkreter politischer Zwecke sind die hier erwähnten Volksgruppenrechte freilich keine Erfindung der Vertriebenen, sondern spätestens seit der Pariser Friedenskonferenz von 1919 und dem Völkerbund von 1920 ein wichtiger Gegenstand des internationalen Rechts). Im kommunistischen Polen sei dagegen eine „Überkontextualisierung“ zur Anwendung gelangt, die unter Verweis auf ‚höhere‘ Mächte wie die Alliierten auf die Negierung jeder Eigenverantwortung für die Vertreibung der Deutschen hinausgelaufen sei. In beiden Fällen war das Ergebnis ein „nationalistisch verengter Opferdiskurs“ (S. 160). Als wichtige Faktoren für einen Wandel der Anschauungen in Polen benennt die Autorin den KSZE-Prozess, das wachsende Legitimationsdefizit der Regierenden und den Beginn alternativer Narrative auf Seiten der Opposition, festgemacht am Beispiel Jan Józef Lipskis. Nach 1989 sei es einerseits zu einer Annäherung und partiellen Verflechtung der nationalen Diskurse gekommen, andererseits aber auf deutscher Seite zu Versuchen einer Infragestellung bestimmter Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs unter Rekurs auf den Ansatz der „ethnischen Säuberungen“ als eines systemübergreifenden Phänomens im 20. Jahrhundert. Speziell referiert Claudia Kraft die Diskussionen um das Konzept der Berliner „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ (an der sie selbst beteiligt war) sowie um die Charta der Heimatvertriebenen von 1950. Gerade am letzteren Beispiel zeigt sich eine erhebliche Ahistorizität in der Argumentation der „kritischen“ Diskutanten, die ihrerseits diesen Vorwurf gegen die andere Seite erheben. Der gedankenreiche, aber etwas inkohärente Beitrag schließt mit einem optimistischen Verweis auf die Aneignung des deutschen Kulturerbes in



den ehemaligen Ostgebieten durch die Polen; dies nimmt die Autorin zum Anlass für eine Kritik an einem in Deutschland herrschenden „statischen“ Verständnis des deutschen Ostens und seines Kulturerbes und für ein Plädoyer zugunsten eines dynamischen Ansatzes, der auf einem ständigen „Aushandlungsprozess“ zwischen Deutschen und Polen beruhen sollte.

Eine andere Form der Infragestellung bzw. Multiplizierung von Identität spiegelt Hans-Christian Treptes Beschreibung des Lebens und Schaffens des Literaturnobelpreisträgers Czeslaw Miłosz. Ausgehend von der – nicht verwunderlichen – Ablehnung von dessen Würdigung im Miłosz-Jahr 2011 durch die nationalkonservative Rechte wird nachgezeichnet, wie der Dichter durch seine mit Adam Mickiewicz vergleichbare Abstammung als „litauischer“ Pole aus den *kresy*, seine Jugend in Russland und sein späteres jahrzehntelanges Exil zu einer intensiven, aber reflektierten Heimatliebe gebracht wurde, die sich – vgl. Koschmals Beitrag über Chopin im Band – von jeder nationalromantischen Verengung und allgemein dem „eingepökelten Polentum“ (S. 180) absetzte. Miłosz wurde zu einem Vertreter der sogenannten „Kosmopolen“; seine „Polonität“ war offen für andere Einflüsse und verband sich bei ihm besonders mit dem (romantisierten) Erbe der polnisch-litauischen Ersten Rzeczpospolita. Von hier und dem folgenden Exil erklärte sich seine Selbstbezeichnung als „Weltreisender“, die neben der physischen stets auch die geistige Dimension umfasste. Dennoch oder auch deswegen wurzelte er fest in der polnischen Sprache, in der er seine poetischen Werke ausschließlich verfasste. Berühmt wurde er aber ebenso für seine politische Essayistik, die sich gegen jede Art von Entmündigung richtete. Trepte zeigt, wie sich Miłosz dabei durch seine unabhängige Sicht und sein Misstrauen gegen Ideologien aller Art den Unmut sowohl der traditionalistischen Polonia als auch, nach seinem Überlaufen 1951, der volkspolnischen Machthaber zuzog. Erst in den USA konnte er seit den 1960er Jahren zu einer gewissen Stabilität finden. Ein wesentliches Anliegen war ihm die Vermittlung eines differenzierten Osteuropabildes im Westen wie auch, das Verständnis für die Faktoren zu fördern, die in dieser Region zu so massiven Verwerfungen geführt hatten. Überdies wurde er gerade aus amerikanischer Perspektive zum Verfechter eines geeinten Europa, was ihn – zum Unwillen der Nationalkonservativen – auch zum Symbol eines europäischen Polen werden ließ.

Basil Kerskis (Danzig/Berlin) Porträt der *Solidarność* und ihres Erbes mutet zunächst wie ein standardmäßiger und zudem larmoyanter Aufguss einer wohlbekannten Heldengeschichte an; und tatsächlich ist sein Pessimismus bezüglich des deutschen und westeuropäischen Bewusstseins für die Bedeutung der polnischen Gewerkschaft wohl unbegründet. Dennoch liefert er wichtige Anregungen zum Nachdenken über die transnationale Bedeutung und epochenübergreifende Einordnung der polnischen Oppositionsbewegung, ihre ungewöhnlich breite gesellschaftliche Verankerung und ihre gewaltlose Strategie. Hinzu sei (zumindest in den intellektuellen Führungszirkeln) eine blockübergreifende europäische Perspektive gekommen, die auch eine neue Offenheit in der Behandlung historischer Streitfragen sowie geradezu ‚revolutionäre‘ Positionen etwa hinsichtlich der deutschen Einheit ermöglicht habe. Als Hauptgrund für das allmähliche „Verblässen des *Solidarność*-

Mythos“ (S. 202) in der polnischen Gesellschaft nennt der Autor – Leiter des Europäischen *Solidarność*-Zentrums in Danzig – den Zerfall der Bewegung nach 1990, die heftigen Dispute zwischen den Protagonisten der Nachfolgeparteien über Fehler bei der Abwicklung der Volksrepublik und der Gestaltung der Dritten Republik sowie die langjährige Einmischung der Gewerkschaft in die Politik zugunsten der Nationalkonservativen. In der Gegenwart sei festzustellen, dass die meisten Polen zwar bezüglich der *Solidarność* keine mythische Gedächtnispflege betrieben, ihr aber eine entscheidende Rolle beim Sieg über den Kommunismus zuwiesen. Dies kann man auch sehr positiv bewerten, und es fügt sich gut in die von Kerski nach Aleksander Smolar angeführte Beschreibung des von der *Solidarność* bewirkten Umbruchs als „Antirevolution“ angesichts ihrer – humanen und mäßigen – Utopieferne.

Jens Boysen (Warschau)

*Erinnerung in Text und Bild. Zur Darstellung von Krieg und Holocaust im literarischen und filmischen Schaffen in Deutschland und Polen, hrsg. von Jürgen Egyptien, Berlin: Akademie Verlag, 2012. ISBN 978-3-05-005722-4. 415 S.*

Mit dem absehbaren Verstummen auch der letzten Zeitzeugen der nationalsozialistischen Verbrechen werden die festgehaltenen Erinnerungen noch an Bedeutung gewinnen. Das gilt zumal für künstlerische Verarbeitungen, da sie die Vorstellungswelt der Nachkommen und die Erinnerung an die Erinnerung auf besonders eindringliche Weise zu beeinflussen vermögen. Zudem können künstlerische Werke Grenzen überwinden, sei es durch Themenwahl, Übertragungen oder Zusammenarbeit.

Der vom Aachener Literaturwissenschaftler Jürgen Egyptien herausgegebene Sammelband zur „Erinnerung in Text und Bild“ geht zurück auf eine deutsch-polnische Tagung von 2010 zum Thema „Der Zweite Weltkrieg in der deutschen und polnischen Literatur, im Film und in der Musik“. Tatsächlich liegt der Schwerpunkt des Bandes eindeutig auf der Literatur, der sich 25 Beiträge widmen, während sechs Artikel sich dem Film zuwenden und nur zwei der Musik – die Bildende Kunst bleibt ganz außen vor.

Egyptien schreibt in seiner Einleitung vom „Nachdenken über die gemeinsame geschichtliche Erfahrung“ (S. 10). Leider unternehmen es nur einige wenige Beiträge, dieses von der gegenwärtigen Perspektive eines vereinten Europas her gedachte Geschichtsbild zu hinterfragen, indem sie deutsche und polnische Erinnerungen miteinander vergleichen, um an konkreten Beispielen Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufzuzeigen.

So weist Marion Brandt darauf hin, dass der Untergang Danzigs am Ende des Zweiten Weltkrieges in der deutschen und polnischen Literatur höchst unterschiedlich bewertet wurde: hier als Katastrophe, dort als Strafgericht. Dagegen gelangen Louis Ferdinand Helbig in seiner Untersuchung von

„Überlebensstrategien zu Zeiten des Krieges“ in deutschen und polnischen Romanen sowie Ewa Jurczyk anhand von „Wolfgang Borcherts und Tadeusz Borowskis Versuch der Auseinandersetzung mit dem Trauma des Krieges“ zu dem Ergebnis, dass die dargestellten Verhaltensweisen und Erfahrungen im Bemühen, den Krieg zu überleben, einander ähnelten, trotz der, so Jurczyk, „vermeintlich unüberbrückbaren Unterscheidung von Opfer- und Täternation“ (S. 209). Auch Magdalena Daroch kommt in Bezug auf Besuche in KZs in der deutschen und polnischen Literatur der 1960er Jahre zu dem Ergebnis, dass aus deutschen wie polnischen Beispielen vor allem Befremden und Verstörung angesichts der Unmöglichkeit spreche, das Geschehene am Ort des Geschehens zu begreifen. Kein „homogen weibliches Gedächtnis“ vermag Bożena Chołuj aus weiblichen Kriegserinnerungen zu gewinnen, sei es von Polinnen oder Deutschen, außer dem Fehlen von Heroismus; „besondere Leistungen“ der Frauen hätten sich meist aus der „Konfrontation der traditionellen Weiblichkeit mit den extrem schwierigen Überlebensbedingungen“ ergeben (S. 274). Im Vergleich zweier zeitnah entstandener Spielfilme über den Beginn des Zweiten Weltkrieges in der deutsch-polnischen Grenzregion Oberschlesien, Paweł Komorowskis „Ptaki ptakom“ (VRP 1976) und Klaus Emmerichs „Die erste Polka“ (BRD 1979), gelangt Zbigniew Feliszewski zum Schluss, bei allen inhaltlichen und formalen Ähnlichkeiten, wie der Darstellung des Krieges aus der Perspektive von Kindern, gebe es doch bezeichnende Unterschiede: Komorowskis Protagonisten lebten (und starben) für den Krieg, Emmerichs mit dem Krieg.

Bedauerlich ist, dass die übrigen Beiträge meist in einer Binnensicht verharren, also die Rezeption polnischer Werke in Deutschland oder deutscher Werke in Polen nicht berücksichtigen und ebenso wenig auf deutsche Motive in polnischen Werken oder polnische Motive in deutschen Werken eingehen. Lediglich Wolfgang Emmerich erwähnt in seiner Analyse der wenigen Zeugnisse der DDR-Literatur, die sich mit dem Massenmord an den Juden befassen, Stephan Hermlins frühe Beschäftigung mit dem Warschauer Ghettoaufstand und Jurek Beckers Roman „Jakob der Lügner“, der an die NS-Ghettos und Vernichtungslager in Polen erinnerte. Emmerich knüpft daran die These, dass in der DDR aufgrund ihres spezifischen antifaschistischen Gründungsmythos die Erinnerung an den Judenmord zunächst allenfalls in Form der Heroisierung jüdischen Widerstandes möglich war und erst mit der Wende von den 1960er zu den 1970er Jahren ein Bewusstseinswandel einsetzte, der es erlaubte, auch an die Masse der jüdischen Opfer zu erinnern. Ebenso weist Andrzej Gwóźdź in seinem Aufsatz über „Kriegsbilder im deutschen Zonenkino 1945–1949“ auf bemerkenswerte Leerstellen hin: das weitgehende Fehlen der Kriegsfolgen Flucht, Vertreibung und Aussiedlung – mit Ausnahme von Artur Pohls „Die Brücke“ (DEFA, 1949) – und auch hier des Themenkomplexes Ghettos und Vernichtungslager – mit Ausnahme des von Artur Brauner nach eigenem Erleben produzierten Films „Morituri (CCC, 1948) in der Regie von Eugen York. Gemeinsam war den frühen deutschen Nachkriegsfilmen, so Gwóźdź’ Fazit, eine eskapistische Konzentration auf die psychologische Motivation von Einzelhelden und Einzeltätern, damit einhergehend die weitgehende Ausblendung der Ursachen von Krieg und Gewaltherrschaft sowie die Vermengung der „Nachkriegsschicksale der

Deutschen als Nation mit den Schicksalen der Opfer des Hitler-Regimes“ (S. 353). Ein bezeichnendes Schlaglicht auf den deutschen Umgang mit polnischen Opfern von NS-Verbrechen wirft schließlich auch Hannelore Scholz-Lübbering in ihrem Beitrag über Erinnerungen aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück: Ihres Wissens hätten weder die beiden deutschen Staaten noch das wiedervereinigte Deutschland die polnischen Opfer medizinischer Experimente in dem KZ angemessen entschädigt.

Insgesamt bleibt nach der Lektüre des Sammelbandes ein zwiespältiges Bild. Die meisten Beiträge bleiben auch aufgrund ihrer Kürze eher an der Oberfläche und bieten wenig Neues, so wie auch der Herausgeber in seiner allzu knappen Einleitung keine neuen Forschungsperspektiven für das Feld der deutschen und polnischen künstlerischen Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg aufzuzeigen vermag. Dennoch finden sich vor allem in den erwähnten Beiträgen eine ganze Reihe wertvoller Anregungen für weitere Untersuchungen, insbesondere in vergleichender und die Grenzen national verstandener Literaturen und Kinematographien überwindender Absicht.

Lars Jockheck (Hamburg)